

Auktion

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 34

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

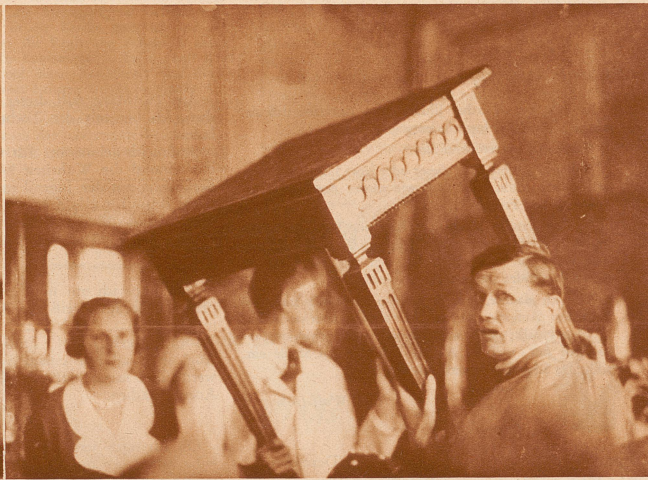


Der Auktionator an der Arbeit

Zu diesem Beruf muß man geboren sein, muß alle diplomatischen Künste mit denen des Menschenkenners und Verführers vereinigen und muß gleichzeitig fähig sein, im Bruchteil einer Sekunde die Reaktion der Menschen zu erfassen und auszuwerten. Freundlich und bedächtig bei schwer abzusetzenden Objekten, hart und blitzschnell zupackend, wenn die Atmosphäre geladen ist, wenn die Angebote nur so herschwirren; mit Leidenschaft bei der Sache und doch immer die Zügel fest in der Hand — das ist der ideale Auktionator, der eben so selten ist, wie der große Regisseur



Mitbietende im Auktions-Saal



Von zwei Arbeitern gehalten, wird jedes angebotene Objekt während den kurzen Minuten des Auktionsvorganges dem Publikum gezeigt. Bei großen Auktionen zieht oft innerhalb weniger Stunden eine Welt von kostbaren, gesuchten Dingen an den Augen der erregten Menschen vorbei

AUKTION

AUFNAHMEN VON E. METTLER

Die Aufnahmen stammen von einer Auktion der Galerie Fischer-Luzern, die im Zunfthaus zur «Meise» in Zürich stattfand

In dem überfüllten Saal, in dem es vor verhaltener Erregung und Kauflust flimmert, sitzen dicht und warm beieinander die allerverschiedensten Menschen, hergeweht aus Patrizierhäusern und kümmerlichen Altjungfernstuben, aus den Bibliotheken des Gelehrten und den Sammlungen des Kunsthändlers, aus bürgerlichem Haushalt und behaglichem Rentnerdasein. Da sitzen feine alte Herren, die mit gelassener Genießeriemene der Dinge harren, so wie ein Weinkenner sich am Wirtstisch niederläßt; Kunstgelehrte haben wissenschaftliches Rüstzeug mitgebracht und vor allen Dingen ihre kritischen Augen; Damen der Gesellschaft sitzen neben festen energischen Frauen, deren Händen man die Haushaltarbeit ansieht und die nur schnell sich die Zeit abgestohlen haben, um eine alte geschnitzte Stabell, ein feines glattliniges Wäscheschränkchen sich heimzuholen. Ein Kopf ist aber unter den vielen, den man nicht so bald wieder vergißt: ein scharfes versorgtes kleines Frauengesicht, mit

harten Augen, einem entsetzlich verbitterten Zug um den Mund und ganz einsamen, ruhelosen Händen. Was kann sie hergeführt haben? Geschäftliches Interesse bestimmt nicht; und Freude am Schönen, Lust an einem fremden neuen Element, das man erwerben und heimtragen kann?! — Die Auktion setzt ein, der Auktionator, ein berühmter Mann seines Faches, entledigt sich virtuos seiner Aufgabe; ein herrliches Theater der menschlichen Leidenschaften rollt ab, gemischt aus Lust und Gier, aus Mißtrauen und der Angst, zu weit zu gehen, aus Verlust-ärger und Besitzerfreude, aus vielen allerprimitivsten Gefühlen, die gerade bei dem Anblick dieser kultivierten alten Dinge so lebendig werden. Ich behalte immer die stille kleine Frauengestalt im Auge, die ganz isoliert auf ihrem Stühlchen sitzt: sie rührt sich nicht, bietet kein einziges Mal mit, schaut starr vor sich hin, die mageren Hände halten krampfhaft einen großen alten Pompadour fest. Was will sie nur hier? Rings um sie steigt die Er-

regung immer stärker an, es geht immer schneller und schärfer, bei den kostbaren Stücken verständigt sich der Auktionator mit seinen Hauptkunden nur noch durch ein kaum merkliches Augenwinkeln, alle sind mitgerissen, manche sogar bis in höhere Regionen, als sie eigentlich beabsichtigten, in immer kürzeren Abständen fällt der Hammer, der Auktionator strahlt, er hat sie alle gut in der Hand, ... es ist, als hätten die Menschen Champagner getrunken, — nur sie nicht, die Kleine, Verkniffene. Aber ganz plötzlich kommt Bewegung in sie, sie reißt sich zusammen, und macht glänzenden Auges ein Gebot, — die dünne, etwas eingerostete Stimme tönt fremd durch den Raum, alles sucht sie mit den Blicken, und als man ihre zitternden Lippen sieht, die roten Flecke auf den Wangen, scheinen alle plötzlich zu begreifen und es wird trotz der verführerischen Kunst des Mannes am Auktionspult kaum mehr ein Gebot gemacht. Sie bekommt das, weswegen sie einzig hergekommen ist, wonach sie sich wahrscheinlich seit Wochen und Monaten sehnte, die letzte Marotte eines alten Herzens, die beste Gesellschaft für einen Menschen, der mit sich selbst und nicht mit anderen lebt: eine kunstvolle alte Standuhr, die nicht nur die Sekunden, Minuten und Stunden anzeigt, sondern mit den verschiedensten Läutewerken auch noch die Tage, die Wochen und die Monate. Die magere kleine Frau wird nun die Zeit Stück für Stück begleiten können, kein Fleckchen wird ihr mehr entrinnen. Erlöst, für alles weitere taub und blind, tief glücklich, läßt sie nun die Auktion an sich vorbeiziehen.

sk.

die Liebe zum angestammten Land, und weil Sie ein echter Deutscher sind, schätze ich Sie!

«Gehen Sie nach Deutschland, Sie werden von diesen Leuten genug finden!»

«Ich war schon mehrere Male dort und habe mich sogar in öffentlichen Versammlungen geäußert. Ueberall hat man mich mit Ernst und Spannung angehört; nur einmal in Altenburg bin ich von 'Stahlhelm' und von den 'Nazis' angegriffen worden; denn bei Ihnen wie bei uns gibt es Leute, die in blinder Begeisterung immer die angreifen, die sie eigentlich unterstützen sollten.»

«Das will ich glauben, daß man solche Chauvinisten in Frankreich findet», bemerkte ich lächelnd.

«So», fragte er, «haben Sie ähnliche Erfahrungen bei uns gemacht? Kennen Sie Frankreich so gut?»

«Ich bin ziemlich orientiert.»

«Und was haben Sie in Frankreich gesehen, in welchen Kreisen waren Sie denn?»

«In Frankreich selbst war ich nicht, aber...»

«Dann bitte», unterbrach er mich, «urteilen Sie nicht! Ueberlassen Sie anderen die Verantwortung ihrer falschen Beobachtungen; man muß sich eine eigene Meinung bilden. Gehen Sie einmal hin, und sollten Sie Haß finden, so können Sie öffentlich behaupten, daß ich ein Lügner sei. Sie werden feststellen, daß der Franzose nur Frieden will und bereit ist, alles dafür zu tun. Doch wenn Sie sehen, daß man Sie getäuscht hat, werden Sie andererseits sich vor Ihrem eigenen Gewissen verpflichten fühlen müssen, genau so in Deutschland den heiligen Kampf der Wahrheit zu führen, wie ich es in meiner Heimat tue. Unsere Länder müssen unbedingt wieder zu normalen wirtschaftlichen Verhältnissen kommen, und das wird nur möglich sein, wenn gegenseitiges Vertrauen da ist. Die Jugend muß sich eben von den Vorurteilen befreien, die nur einer Verantwortungslosigkeit der Presse zuzuschreiben sind. Es gibt viele in Frankreich, die überzeugt sind, daß der Versailler Friedensvertrag manchen Fehler enthält. Aber glauben Sie, daß die heutige politische Stimmung uns erlaube, ohne Bedenken zu seiner Revision zu schreiten? Das könnte nur geschehen, wenn ein Verständigungsgeist vorhanden ist.»

«Und wenn wir nicht zu einer Verständigung kommen?»

«Dann wird es schlimm. Ich weiß ganz genau, an was Sie denken. Dann bleibt nur die Gewalt. Aber bedenken Sie auch, was uns der letzte Krieg lehrte? Sieger und Besiegte sind beide fast verblutet. Haß erzeugt Gegenhaß, und wenn wir nicht genug Einsichten besitzen, einen neuen Weg einzuschlagen, wird uns der alte unweigerlich zum Abgrund führen. Noch ist es Zeit, den Marsch zum Abgrund aufzuhalten. Wir werden unsere Regierungen zwingen müssen, Männer an die Spitze zu nehmen, die klug genug sind, die Wege der Nationen friedlich zu ebnet, ohne Millionen von Leben zu opfern. Und glauben Sie mir, dieser Frieden in Europa kann nur von Patrioten unter Patrioten geschaffen werden. Wir wollen nicht gegen den Krieg kämpfen, wir sind nicht wie manche Pazifisten, wir wollen nicht an die Furcht, an das Negative im Menschen appellieren. Nein, das Edelste rufen wir auf den Plan, die Moral und das Tatchristentum! Aber zuerst müssen wir uns achten kennen, und das können wir nur, wenn wir einander mehr kennen.»

Ich fühlte die Augen aller Anwesenden auf mich gerichtet und schwieg. Was hätte ich auch antworten sollen, viel oder gar nichts. Diese Gedankengänge waren mir ja völlig neu.

Hatten wir nicht während zwölf Jahren in Europa Zeit gehabt, uns näher kennenzulernen, und wo war das Resultat geblieben? Wo war der Stresemannsche Silberstreifen? Andererseits, hatte sich die deutsche Jugend wirklich ernstlich bemüht, sich der französischen zu nähern und sie sich uns? Ist die Mauer aus Haß wirklich unübersteigbar?

Wir müssen einen Weg finden, der aus dem Chaos führt, aber nicht wieder in ein neues hinein.

Das Schicksal der Heimat geht mir doch verdammt nahe.

Bach hatte siebzehn Jahre in der französischen Armee Offiziersdienst getan, den ganzen Krieg mitgemacht und war dreimal verwundet worden. Nach dem Waffenstillstand kam er mit seinem Bataillon an den Rhein, durchglüht von Haß. Das war nichts Erstaunliches; denn sein Vater, frankophiler Elsässer, hatte 1871 sein Dorf verlassen, um in Frankreich zu leben. In Trier lernte Capitaine Bach einen kriegsblinden Offizier kennen, der sein Freund wurde. Später, während der Ruhrbesetzung, wurde er mit dem Kommando in Datteln betraut und hatte heftige Zusammenstöße mit dem Bürgermeister, einem glühenden Patrioten. Der hatte ihm kategorisch erklärt, daß er keinen französischen Befehl auszuführen gedenke. Nach Ostern sollte er demnach verhaftet werden.

Am Karfreitag geht Bach in die Kirche. Er lauscht, still in eine Ecke gedrückt, der Predigt. Nach dem Gottesdienst reicht der Pfarrer dem Abendmahl. Langsam lösen sich rechts und links aus den dunklen Säulengängen die Gestalten und schreiten zum Altar.

Da plötzlich, das Blut stockt allen Anwesenden, treten die beiden größten Feinde, Bach und der Bürgermeister, vor den Tisch. Eine große Frage steht in aller Augen: Werden die beiden aus demselben Kelch trinken?

Der Kelch in des Pfarrers Hand zittert leise, steil ragt das Kreuz vor ihnen.

Da haben beide nur einen Gedanken. Und sollte Feindschaft hier vor dem Allerheiligsten stärker sein als die verbindende Liebe des Evangeliums, dann... ja, dann hinweg mit der Religion, ja, dann ist sie Opium der Völker! —

In der kleinen Kirche starrt jedermann wie gebannt auf zwei kniende Menschen. Die Orgel, die ganz leise intoniert, scheint wie aus weiter Ferne zu kommen. —

Von der Minute an war Bach überzeugt, daß es etwas Höheres gäbe als Patriotismus. Von Stund an wurde sein Verhältnis zu den deutschen Behörden besser. Die Verhaftung des Bürgermeisters unterblieb. —

In Gelsenkirchen demonstrierte eines Tages eine riesige Menschenmasse vor dem Rathaus, das er mit seiner Kompanie besetzt hielt, und drohte, das Gebäude zu stürmen. Unter Rufen «Gebt uns Brot!» schiebt sie sich den Maschinengewehren entgegen. Ein telephonischer Befehl, im Notfall zu schießen, deckt ihn den Vorgesetzten gegenüber. Jedoch er sträubt sich. Auf Kinder und Frauen schießen? Niemals! Er grübelt, irrt durch die hohen Räume, betet schließlich zu der Kraft, die er in Datteln zu spüren gemeint hatte. Und er spürt sie wieder. Er sieht sich plötzlich auf dem Balkon, ihm gegenüber eine johlende Menge. Da hebt er die Arme:

«Was wollt ihr? Brot wollt ihr? — Ich gebe euch alles, — in vierundzwanzig Stunden habt ihr genug, — nur... erspart mir, auf euch schießen zu müssen!»

Runter zu den Soldaten. Die Maschinengewehre ins Haus, und die Soldaten, entwaffnet, drängen mit bloßen Fäusten die Menge in die Seitenstraßen ab, wo sie sich still verläuft. —

Nach und nach wird Bach populär. Er sucht die verschiedensten Jugendvereinigungen auf, spricht hier und dort, beruhigt die Gemüter, klärt Mißverständnisse auf und schlägt Fortsetzung der Aussprache durch Briefwechsel vor. Die deutschen und französischen Behörden lassen ihm freie Hand.

Als er nach Versailles akkommandiert wird, verläßt er Deutschland mit der festen Absicht, einen brieflichen Gedankenaustausch zwischen deutschen und französischen Patrioten zustandezubringen und wertvolle Menschen beider Völker, die sich haßerfüllt gegenüberstehen, einander näherzubringen.

Um seine völlige Aufrichtigkeit und gleichzeitig seine Unabhängigkeit zu zeigen, nimmt er seinen Abschied und arbeitet als kleiner Angestellter in einer Petroleumfabrik. In der Freizeit spricht er in Frankreich, Deutschland, in der Tschechoslowakei, in Belgien, Holland, in der Schweiz und in England. Kurzum, sein Einfluß breitet sich langsam aus.

Seine Devise ist: Gott dienen, seinem Vaterlande und der Menschheit.

Und seine Parole: Lieben, helfen, raten, versöhnen und, wenn nötig sich opfern. —

Mitte Dezember.

Ein Pariser Arzt sagte mir heute:

«Ach, es geht doch nicht um Frankreich oder Belgien oder Deutschland! Es geht um Europa, um unsere euro-

päische Kultur! Der Kampf muß ein Kampf für den Frieden sein. Indem Sie an die Furcht appellieren, können Sie dem Europäer nicht imponieren; denn er ist kämpferischer Natur, liebt das nordische Heldenideal. Lenken wir diese Kampfkraft auf das Gute.

Ach, sprechen Sie doch nicht immer von Hegemonie der Franzosen! Sehen Sie, auf dem Klavier steht Bach, dort in der Ecke hängt Dürer... hier... liegt ein Messer: Solinger Stahl! Was gut ist, lieber Freund, setzt sich ganz von allein durch.

Wir müssen den Schleier zwischen den beiden Völkern zerreißen und gegenseitig Vertrauen gewinnen. Jede Geste der Franzosen Ihnen gegenüber ist eine Reflexbewegung auf irgendeine Wahl oder Stahlhelmdemonstration. Wenn Sie wirklich einmal den Eindruck erwecken, moralisch abgerüstet zu haben, so werden Sie sehen, daß die öffentliche Meinung für die Revision der Verträge ist. Natürlich muß das Volk aufgeklärt werden, es sind auch bei uns geheime Drahtzieher am Werke, die die Anzahl der Hitlerleute verdoppeln und dem Volke weismachen wollen: Hitler ante portas! Der Franzose hat zu sehr gelitten. Vergessen Sie das nicht! Sehen Sie einmal nach dem Norden. Der Franzose will vor allem in Frieden seinen Kohl bauen.»

Schweiz, im April.

Wieder in den Schweizerbergen. Alles ist fast wie früher, nur ich bin ein anderer geworden. Jetzt heißt es, innerlich die Folgerungen zu ziehen von dem, was ich sah.

Während ich Holz säge, unendlich viel Holz, ziehen die letzten Monate wie ein Spuk an mir vorüber. Bild reißt sich an Bild und wird zum lebendigen Film. Es ist schwer, sich selbst eine neue Weltanschauung zu zimmern. Sie soll nichts gemein haben mit engbegrenzenden Parteidogmen, sondern soll das Ergebnis aus Gehörtem und Geschehenem sein. Der Verstand will schon, aber das Herz kettert sich an Traditionen, an anerzogene Vorurteile.

Auf dem Weg zur Arbeit, tief im Walde bei der Arbeit, geht, steht unsichtbar neben mir der braune Kamerad von früher.

Mit ihm halte ich Zwiesprache. Ich möchte ihn überzeugen, ihm zeigen, worin er sich täuscht. Ich antworte an seiner Stelle; denn ich kenne ja so gut alle seine Gegenbeweise, die er bringen könnte. Schnurrend fröstelt sich die Säge ins weiche Tannenholz:

Wenn wir, brauner Kamerad, wenn du und ich eine so unerschütterliche Haltung eingenommen haben, so war es auch, weil wir wußten, daß dort unten, gegen Westen, eine Nation lauert, egoistisch, bis an die Zähne bewaffnet, die mit imperialistischer Leidenschaft unser Vaterland beherrschen will.

War es nicht so?

Wir würden aber, du und ich, niemals dieselbe Kraft haben, wenn wir nicht die Gewißheit gehabt hätten, einen gerechten und wahren Kampf zu kämpfen.



«General» Reinhardt schreitet die Front ab!

Ein Momentbild aus den großen Salzburger Festspielen: Max Reinhardt bei der Generalprobe von Hoffmannsthal's «Jedermann» auf dem Domplatz in Salzburg

Nicht wahr, du und ich, wir sind sauber, und wir zögen eher den Tod vor als schmutzig und feige zu leben!

Kamerad, eine andere Frage:

Angenommen, wir würden gewahr, daß unsere Partei in ihrem Kampf Argumente verwendet, die wir durch eigene Untersuchung als falsch festgestellt hätten. Was wäre nach deiner Meinung unsere Pflicht? ... Daß wir weiterhin auf Unrichtigkeiten fußen, die für unser Land schlimme Folgen haben könnten?

Ich bin sicher, Kamerad, deine Antwort wäre klar: Es wäre Pflicht, der Bewegung zu sagen: «Aufgepaßt, stellt den Irrtum richtig, solange es Zeit hat! Sollen wir in unserem stolzen Parteigebäude morsche Balken dulden?»

Das ist doch auch deine Ueberzeugung, jede andere Haltung wäre von dir Gesinnungsverrat. —

«Renegat, Nörgler, Fahnenflüchtiger!» raunt's neben mir.

Nein, ich bin kein Verräter am Vaterlande! Mir steht aber die Heimat höher als die Partei, die persönliche Ueberzeugung höher als programmatische Weisheiten. Ich versuche, Deutschland mit der Wahrheit zu dienen. Wir wollen eben nicht nur für übermorgen bauen, sondern auf Ewigkeit; unsere Arbeit am Vaterlande muß ein ständiges Anpassen an gegebene Umstände sein.

Gegner von Kompromissen sein, mag heroisch klingen, in Versammlungen mag dies stolze Wort einen Sturm der Begeisterung entfachen, wenn man jedoch näher hinsieht, ist alles im Leben Kompromiß; ist Politik etwas anderes, als günstige Kompromisse schließen?

Schau, Kamerad, ich kann nicht mehr deinen Glauben teilen, ich glaube nur an Gott, in irdischen Dingen will ich wissen. —

Eines Tages geht ein Brief an den Führer der Bewegung ab:

«Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern. Ich bin einer der Tausenden, die Tag und Nacht für den Glauben gearbeitet haben, der aus ihnen einen Führer schuf. Stolz und ohne Tadel dem Vaterlande in einer Stunde zu dienen, in der das Geschick es in eine namenlose Sklaverei führte, war meine Devise.

Jahre habe ich mit hohem Mute das Hakenkreuz getragen. Es war mir das Sinnbild des Ideals, das Zeichen des unbekanntesten stillen Arbeiters, der nimmermüde für die Verwirklichung schafft.

1929 verließ ich Deutschland, um mich in den Fremdsprachen zu bereichern; denn um seinen Feind zu besitzen, muß man seine Sprache kennen.

Ich habe als einfacher Arbeiter in der Schweiz gelebt, dann in Frankreich, und habe mit klarem Auge um mich geschaut und mit der innerlichen Gewissheit, die das Gefühl einem Kämpfer gibt, der sich einer guten, heiligen Sache bewußt ist.

In Frankreich sagte ich mir, ich müsse auf den Grund der Seele und der Gedankengänge dieses Volkes gehen, das uns so viel Uebel bereitet, und ... um es besser studieren zu können und sein Vertrauen zu gewinnen, nahm ich mir vor, mich zu überwinden und ruhig zu bleiben.

Ich habe mein Programm Punkt für Punkt erfüllen können. Ich bin in alle Kreise gedrungen: Bauern, Offiziere, Kaufleute, Intellektuelle, Geistliche, hohe Beamte, Journalisten, Industrielle, Arbeiter und Studenten ... und das von Bordeaux bis zur belgischen Grenze, von Brüssel bis Lüttich.

Jedoch ein schwerwiegender Vorgang hat sich in mir abgespielt; ich habe klar erkannt, daß unsere Bewegung sich hinsichtlich der Gedanken und Gefühle des französischen Volkes irrt.

Ich möchte Ihnen nun gerne Aufschluß über Tatsachen geben, die viele unserer besten Deutschen niemals kennenlernen. Viele gehen in der festen Absicht hin, den verkörperten Protest darzustellen, anstatt den schwachen Punkt beim Gegner zu suchen, um ihn dort anzupacken. Es handelt sich aber darum, zu siegen und nicht nur zu kämpfen.

Ich bitte Sie deshalb, mir einen Fragebogen zu schicken betreffend die Punkte, die Sie interessieren würden; ich werde Ihnen mit Freimut und Klarheit antworten.

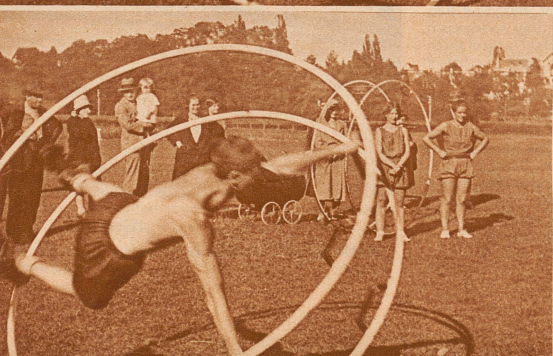
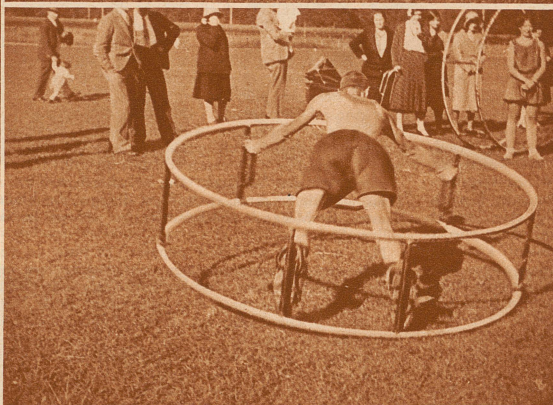
Ich hoffe, daß Sie verstehen werden, was mich zu diesen Zeilen trieb. Ich möchte hiermit der Partei danken, um sie wirklicher, wahrer und damit größer zu sehen.» —

Eben trug ich den Brief den Berg hinunter zum Dorfpostamt. Dem Posthalter, dem alten Vater Mathey, gingen schier die Augen über, als er den Brief einschrub. Er setzte dabei bedächtig die Brille auf die Nase, was er nur bei ganz besonderen Anlässen zu tun pflegt. Dann ergriff er den Brief mit spitzen Fingern und legte ihn mitten im Raum auf den leeren Tisch und rief die gesamte Familie herbei. Alle schauten sie stumm auf die Anschrift, als ob auch ihr Schicksal von dem Namen auf dem weißen Umschlag abhinge.

Grübelnd stieg ich durch die Tannen nach Hause.

Es müßte schon eigenartig zugehen, wenn ich Antwort bekäme, ich, der unbekannteste S. A.-Mann, aus der braunen Armee. Wenn nun plötzlich alle nach München schrieben!

Und doch, nun gerade! Ich habe ebensoviel Recht auf Deutschland wie Adolf Hitler!



Wer erinnert sich der Hexenschaukel, die als Requisite einstiger Rummelplätze dem juxtlustigen Publikum das Unterste zuoberst kehrte? — wer kennt den Pilotenprüfstand der Amerikaner, in dessen Kardanringen der Prüfling dreidimensional gewirbelt wird? — und wer kennt endlich (leider muß man fragen!) das fabelhafte Rhönrad? Dieses Gerät ist auf unseren Rasenplätzen noch wenig heimisch. Mit diesen Bilderseiten wollen wir wieder einmal eine Lanze brechen, einsteigen für einen neuen Sport, ein Spiel wenn ihr wollt. Wenn der Körper in dem großen Doppelrad verspreizt ist, beginnt das Spiel der Verwindung unserer Muskelgruppen. Bald ist man Reckturner, bald beugt man sich im Liegestütz, dann drehen Arme und Rumpf die Körpermaße ähnlich einer Wurfübung — kurz: ein gut kneitender Ausgleich für alle Muskelgürtel, für Strecker und Beuger ist gefunden. Es drängt sich geradezu die Frage auf, ob der Rhönrad-sport nicht als Grenzfall zwischen Gerätturnen und Leichtathletik anzusprechen ist. Das Straffe, mit Wucht und dynamischem Schwunge Arbeitende, wie es der Turner am Reck und Barren durchführt, das Gelockerte, Fließende des Leichtathleten — beide Bewegungsarten kommen in vielseitig verschwindenden Abarten im Rhönrad zur Anwendung. Nichts stünde dem Zuspruch aus beiden Lagern im Wege und es läßt sich ausdenken, daß der Rhönrad-sport sowohl dem Turner wie dem Leichtathleten ein anregendes, große Gleichmäßigkeit bietendes Ergänzungstraining schenken würde. Wie verhält sich unser Raumgefühl zu diesem Radspiel? Das Gleichgewichtsorgan des Menschen sitzt im Innerrohr. In den drei Bogen-gängen spielt sich der unendlich komplizierte Vorgang unserer Raumvorstellung ab, wobei die Statik der Körperlage durch reflektorische Muskelreize ohne Zutun unseres Willens beständige Korrekturen erfährt. Mit diesem wunder-vollen Instrumentarium beherrscht der Mensch den Raum und auch der tollste Rhönrad-Salto ist für ihn nur ein in frischer Luft, statt auf der Schultafel gelieferter Beweis seiner Beherrschung von Euklids dreidimensionaler Geometrie.

og.

Aufnahmen von E. Mettler
Unsere Leser begegnen dem Bild
rechts auch in der Photo-Turnus-

SPORTLICHE HEXENSCHAUKELE

